

Familienpolitische Informationen

evangelische arbeitsgemeinschaft familie

Gernot Czell

»Zwischen Autonomie und Angewiesenheit« Anmerkungen zum Symposium der EKD

Weshalb die Orientierungshilfe des Rates der EKD, die im Juni 2013 unter dem Titel „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit“ erschien, eine derart heftige und erregte Diskussion ausgelöst hat, bleibt für mich weiterhin unklar - auch nach dem Symposium der EKD am 28. September 2013 im Französischen Dom, Berlin. Der Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider hatte gewiss Recht, als er auf dieser Veranstaltung meinte: „Eine Diskussion um Ehe und Familie ist dran!“ Schneider wünschte sich einen kritischen und selbstkritischen Diskurs. Offen blieb, worauf sich dies jeweils bezog und auch, was er meinte, als er sich einen „anderen theologischen Blick“ wünschte... Meine darauf bezogene Frage - „Wofür ist für die Ehe ein ‚religiöser Artenschutz‘ notwendig? Dies insbesondere angesichts der gesellschaftlichen Daten, dass 70 % der Erwachsenen in Deutschland in einer Ehe leben; jede/r zweite sich scheiden lässt, erneut heiratet und überdies 90 % der befragten Jugendlichen eheliche Beziehungen anstreben“ - blieb ohne klare Antwort in der kurzen Runde am Schluss der Veranstaltung in Berlin.

Vermutlich reizt die zentrale These der Orientierungshilfe, dass die Vielfalt der heutigen Lebensformen auch mit der Vielfalt biblischer Bilder des Zusammenlebens von Menschen korrespondiert (vgl. dort S. 58) zum vehementen Widerspruch. Es reizt, für die Anerkennung dieser Vielfalt heutiger Lebensformen als einer „normativen Orientierung“ zu werben (S. 141). Das wurde m. E. auch in dieser absoluten Formulierung von

Prof. Dr. Wilfried Härle zu Recht kritisiert. Dieser schoss nun allerdings ebenfalls über sein Ziel hinaus, als er in seinem Beitrag der Orientierungshilfe zugleich eine „Abkehr von der normativen Funktion der Schrift“ vorwarf.

Interessant, dass just in der Diskussion um diese Orientierungshilfe überhaupt eine grundsätzliche Diskussion um das „Lehramt“ bzw. um die Aufgaben von „Kirchenleitung“ entbrennt und eine Verständigung über das „Schriftprinzip“ und seine Reichweite angesichts der Komplexität ethischer Fragen in den heutigen Gesellschaften gefordert wird (Härle, Tanner, Marksches).

Dabei stellt sich im Blick auf Ehe und Familie u. a. die Frage nach ihrer äußeren (Rechts-) Form ebenso wie nach den Maßstäben für ihre innere Gestaltung: An welchen „Leitbildern“ gilt es, sich zu orientieren? Von wo werden die hierfür erforderlichen Maßstäbe bezogen? Verwiesen wird dabei z. B. auf das Bundesverfassungsgericht und seine Vorgaben zur Interpretation und Fortentwicklung des Grundgesetzes (Art. 3 und Art. 6) bzw. auf die allgemeinen Menschenrechte und das europäische Antidiskriminierungsrecht. Und als biblische Orientierung wurde verwiesen auf Jesus Akzentuierung des Doppelgebotes der Liebe und auf die „Goldene Regel“ (Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm).

Gesucht wird in dieser Diskussion offensichtlich nach einer fundierten aktualisierten theologischen Begründung für ein

In dieser Ausgabe lesen Sie:

Artikel

Gernot Czell:

Zwischen Autonomie und Angewiesenheit.....1

Evelyn Sthamer:

Benachteiligte Eltern und Familien.....3

Dietlinde Steinhöfel:

Lust und Frust des Landlebens.....6

Hinweise

Was Eltern bewegt: Die richtige Schule.....6

Die eaf stellt sich vor.....7

modernes evangelisches Ehe- und Familienverständnis. Notwendig ist m. E. hierfür eine sorgfältige kritische Diskussion alttestamentlicher und neutestamentlicher Befunde (getreu der reformatorischen Erkenntnis „Die Heilige Schrift ist ihre eigene Auslegerin“) unter Einbeziehung ihrer weiteren recht beachtenswerten Rezeptionsgeschichte...

Auffällig sind ja bereits die Unterschiede und die Veränderungen in den letzten Ausgaben der Trauagenden (z. B. der Reformierten und der Lutheraner) hinsichtlich der jeweils ausgewählten bzw. ausgelassenen Bibelstellen und traditionellen Voten. So hieß es z. B. bis 1992 in der westfälischen Trauordnung: „Die Ehe ist Gottes Stiftung und darum menschlicher Willkür entzogen. Als ein Bund, der zwischen einem Mann und einer Frau für das ganze Leben geschlossen wird, ist sie nach Gottes Willen unauflöslich. Sie steht unter Gottes Schutz und Segen“ (1. Moses 1-3; Matth.5,31,32; 19,3ff.).

Zu Recht betont m. E. die Orientierungshilfe dagegen die „Vielfalt biblischer Bilder und der historischen Bedingtheit des familiären Zusammenlebens“ (S. 58) und hält kritisch fest: „Sie zeugen...von kulturellen Traditionen, gesellschaftlichen Zwängen und einem überholten Rollenverständnis.“ Gefordert wird ein neues Leitbild, nicht „der Natur des Menschen eingeschrieben“ (vgl. S. 58), sondern neu entwickelt. Es gehe darum, „die partnerschaftliche Familie zum Leitbild zu erheben und Chancengleichheit und Fairness innerhalb der Familie einen entscheidenden Wert beizumessen“ (S. 68).

Angestrebt wird eine „an Gerechtigkeit orientierte Familienkonzeption“ (S. 68). „Dabei steht das Recht nicht im Gegensatz zur Liebe, vielmehr ist Gerechtigkeit in der Liebe enthalten“ (S. 68).

Aus kirchlicher Sicht sei es erforderlich, „das fürsorgliche Miteinander von Familien zu stärken“ (S. 70). Dies neue „Leitbild“ widerspricht (zu Recht) deutlich dem traditionellen Leitbild, wie es vor allem durch die „Haustafeln“ über viele Jahrhunderte hinweg tradiert und theologisch legitimiert wurde. So hieß es in der westfälischen Trauordnung vor 1992: „Das Urbild für die Gemeinschaft von Mann und Frau in der Ehe ist das Verhältnis Christi zu seiner Gemeinde (Eph.5,21 ff.). Durch dieses erfährt die Ehe ihre rechte Ausrichtung und Ordnung.“

Heute liest sich das etwas anders: „Das Verhältnis Christi zu seiner Gemeinde ist das Urbild für die Gemeinschaft von Mann und Frau in der Ehe (Eph. 5,21ff). Christi Liebe und Hingabe, seine Treue und Vergebung sind Maßstab und Weisung für ihr gemeinsames Leben.“

Mir scheint, dass die „Orientierungshilfe“ insbesondere deswegen als anstößig empfunden wird, weil durch die Anerkennung der Vielfalt von Lebensformen zugleich eine Abwertung der Ehe befürchtet wird. Dagegen werden in der Diskussion Argumente gesucht und es wird u. a. zurückgegriffen auf das „Wort des Rates der EKD aus Anlass des Internationalen Jahres

der Familie 1994“ (im Weiteren hier zitiert: „Wort“). Hierin wird u. a. gefragt: „Wie halten wir es mit der Ehe als Grundform verlässlicher und dauerhafter Partnerschaft?“ (Wort S. 1). Ehe als „Stiftung Gottes“, „menschlicher Willkür entzogen“, „Grundform“ –...wer so argumentiert, der betreibt m. E. „strukturellen Fundamentalismus“; er gibt einer geschichtlich gewachsenen, gewordenen Form Seins-Qualität. Suggestiert wird mit Hinweisen auf biblische Zusammenhänge eine bestimmte (allein-)gültige biblische, christliche Form. Und zu Recht haben die Väter (Paulus, Luther, Calvin) auf solch Übersteigerungen der Institution Ehe verzichtet.

Die Kirchen, die Christen haben kein Mandat, eine bestimmte Form des menschlichen Zusammenlebens als allein gültig zu behaupten. Nicht über die äußere Form, wohl aber über die innere Form des Umgangs miteinander können und müssen Christen vom Evangelium her entscheiden und urteilen. Entsprechende Maßstäbe sind dann gemäß der biblischen Tradition z. B. Gerechtigkeit, Liebe, Frieden, Respekt vor dem Anderen, weil er und sie gleichrangig sind. Und zwar sind Mann und Frau dies im Licht der Schöpfung, denn alle sind wir in gleicher Weise von Gott geschaffen. Sie sind es im Lichte des Bundes: Allen gelten in gleicher Weise Gottes behütende Verheißungen. Gleiches gilt bezüglich der Erlösung: Für Alle ist Christus gestorben. Und schließlich gilt es bezüglich der Heiligung: Allen gilt das neuschaffende und erhaltende Wirken des heiligen Geistes. Dies gilt für die Ehe, aber auch für jegliche Form des Zusammenlebens. Es gilt in der Tat, „das Vertrauen nicht zu enttäuschen und Verantwortung für den Menschen zu übernehmen, den man sich vertraut gemacht hat“ (Wort S. 7).

Stammes- oder Sippenordnungen; Dorfgesellschaften und Nachbarschaften; Oligarchien und Monarchien; kanaanäische, ägyptische oder römische Strukturen sind geschichtlich gewordene Lebensformen. Ebenso ist die Ehe keine vom Himmel gefallene bzw. von Gott eingesetzte Form menschlichen Zusammenlebens. Familie und Ehe sind in der Tat „Konstruktionen, die sich Menschen nach ihren Maßstäben und für ihre Zwecke schaffen“ (Wort S. 5).

Natürlich ist die Ehe eine „gute Gabe Gottes“ (Wort S. 6). Dies ist allerdings in gleicher Weise die Freundschaft mit Gleich- und Andersgeschlechtlichen, wie es die Gemeinschaft innerhalb von Ortsgemeinden und Gemeindekreisen ist. Und schließlich: In der Tat steht die Ehe in der Bibel „gleichnishaft für die Beziehung Gottes zu den Menschen“ (Wort S. 6). Ebenso „gleichnishaft für die Beziehung Gottes zu den Menschen“ wird in der Bibel die Beziehung des Weinbergbesitzers zu seinem Weinberg (Jes. 5) gesehen oder auch des Gärtners zum Feigenbaum (Lk. 13) oder des Zuhälters bzw. Freiers zur Hure (Hosea). Allerdings kommt niemand ernsthaft auf den Gedanken, diese Metaphern jemals zum verpflichtenden Modell menschlichen Miteinanders zu machen!

Ehe und Familie sind nur zwei Varianten geschichtlich gewordener, gesellschaftlicher Institutionen bzw. Lebensformen zur Unterstützung von Individuen. Nicht zu vergessen sind Kindergarten und Schule, Kommune und Verein, Parteien und Verbände, vor allem Kirche, Gemeinde und ihre Kreise.

Hier gäbe es also eine Vielfalt von Möglichkeiten, strukturell die Einzelnen zu entlasten und ihnen eine Palette von Orientierungsmöglichkeiten offenzuhalten – wenn die Grundbedingungen dafür gesichert sind. Gerade „weil es zeitlos gültige Lebensordnungen nicht gibt und ethische Normen sich im Leben bewähren, auch neu gefunden werden müssen und weil Ideale in der Erziehung zwanghaft sein können“ (Wort S. 11), ist das Herausstreichen der geschichtlich gewordenen Lebensform Ehe unverständlich. Es lähmt auch dabei, auf die tatsächlichen Hindernisse für ein Leben gemäß der genannten Maßstäbe einzugehen. Hierzu müssten vielmehr deutlich z. B. die „oftmals geradezu kinderfeindlichen äußeren Lebensverhältnisse“ (Wort S. 8) genannt werden. Sonst bleibt auch diese Schrift ein „hohler moralischer Appell“ (Wort S. 10), da nicht klar wird, was geändert werden muss, um die Lebensverhältnisse strukturell zu verbessern, z. B. im Blick auf den Mangel an angemessenen Ausbildungs- und Arbeitsplätzen, an angemessenen Verbindungswegen zwischen Lebens- und Wohnraum, Kindertagesstätte, Schule, Arbeitsplatz; den Mangel an ausreichenden Plätzen in Kindertagesstätten und Ganztagschulen und an Mütter- und Väter-freundlichen Arbeitszeiten und Organisationsformen.

All dies gehört zum „Scheiden der Geister“, zum Aufdecken und Benennen heutiger „Dämonen“. Es zielt auf die Befreiung von knechtenden inneren und äußeren Strukturen. Kirche würde so den Menschen beistehen, sie unterstützen auf der Suche nach den Lebensformen, die ihnen je nach ihrer Lebenssituation ein gelingendes Leben gemäß den genannten Kriterien ermöglichen. Nötig ist allerdings eine entschiedene Absage an religiöse Überlastung / Überfrachtung, erst recht an eine unnötige Idealisierung, ja Verabsolutierung der Ehe. Das Freiwerden von scheinbar allein verbindlichen Formen fördert hoffentlich ein fantasievolles, wachsaues und konsequentes Eintreten gegen Strukturen und Verhältnisse, die menschenfeindlich und insofern auch kinder-, familien- und ehefeindlich sind. Dabei finden wir für unsere Entscheidungen allerdings nur begrenzt Unterstützung und Hilfestellung im Rückgriff auf unsere Traditionen. Das eigene Abwägen bleibt uns bei der ethischen Urteilsbildung nicht erspart.

Gemäß der Vielfalt der vom dreifaltigen, also vielfältigen Gott geschaffenen Menschen werden dann auch die entsprechenden Lebensformen vielfältig und nicht einfältig sein dürfen – im Respekt voreinander.

Dr. Gernot Czell ist Pfarrer und war Mitglied und Vorsitzender im früheren Fachausschuss 2 der eaf „Bildung, Beratung und Soziale Infrastruktur“.

Evelyn Sthamer

Benachteiligte Eltern und Familien – mehr Teilhabechancen durch frühkindliche Bildung¹

Bereits durch die AWO-ISS-Langzeitstudie zur Kinder- und Jugendarmut wurde deutlich: Lebenslagen und Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen sind in hohem Maße durch ihre elterlichen Ressourcen geprägt (vgl. Laubstein et al. 2012; Hock et al. 2000). Gesellschaftliche Teilhabechancen von benachteiligten Kindern können daher nicht losgelöst von ihrem familiären Kontext erhöht werden. So stellt die Unterstützung von Eltern und ihre Einbindung in institutionelle Kontexte der Kinder eine wichtige Zieldimension dar, um sowohl die Teilhabemöglichkeiten von den Erwachsenen als auch von ihren Kindern zu verbessern.

In dem AWO-ISS-Teilprojekt wurden subjektive Sichtweisen der Zielgruppe „benachteiligter Eltern“ erfasst, um Faktoren der Teilhabermöglichkeit zu finden, die für die praktische Arbeit von Einrichtungen frühkindlicher Bildung nützlich sein können. Gleichzeitig wurden über eine Aufbereitung bestehender Forschung und durch Expertengespräche mit Fachexpert/innen aus der AWO-Praxis aufgezeigt, welche sozialpolitischen Forderungen sich auf struktureller Ebene ergeben, um die Qualität und Quantität von Elementarbildung zu erhöhen und die Erreichbarkeit der Zielgruppe zu gewährleisten.

Konzept und Methode der Studie

Dass in Einrichtungen frühkindlicher Bildung besondere Möglichkeiten bestehen, zu Eltern Kontakt aufzunehmen und damit die gesamte Familie zu unterstützen, wird in der Studie als grundlegende Chance gesehen, „Soziale Inklusion“ zu fördern. „Soziale Inklusion“ beinhaltet den Abbau aller gesellschaftlichen Barrieren, um eine gleichberechtigte Teilhabe aller Teile der Bevölkerung an allen gesellschaftlichen Bereichen zu realisieren und damit vor allem Gruppen, die erhöhten Ausgrenzungsrisiken unterliegen, in die Gesellschaft einzubinden (vgl. Alicke/Linz-Dinchel 2012).

Als Basis für das Konzept der Studie dienen vier definierte Teilhabedimensionen, die sich gegenseitig bedingen (vgl. Bartelheimer 2011):

- Teilhabe am Beschäftigungssystem durch Erwerbsarbeit,
- Teilhabe in sozialen Nahbeziehungen,
- Teilhabe durch bürgerliche, politische und soziale Rechte,
- Teilhabe an Bildung und Kultur.

In Bezug auf die Forschungsfrage wurden für diese vier Dimensionen vorgelagerte Faktoren gesucht. Bei diesen wird davon ausgegangen, dass sie diese Dimensionen (zumindest teilweise) beeinflussen und ihrerseits grundlegend durch frühkindliche Einrichtungen beeinflusst werden können:

- Vereinbarkeit von Familie und Beruf durch zeitliche Entlastung,
- Aufbau sozialer Beziehungen/Kontakte durch soziale Mischung und soziale Aktivitäten,
- Erhöhung von Selbstwirksamkeit durch aktive Einbindung,
- Erhöhung von Kompetenzen (Alltags-, Bildungs-, Erziehungs-, soziale und kulturelle Kompetenzen) durch aktive Aneignung.

Sie stellen also Zieldimensionen dar, bei denen überprüft wird, inwiefern die Aussagen der Eltern Hinweise darauf geben, dass bestimmte Faktoren auf diese wirken. Die Gruppendiskussionen mit Eltern fanden unter dem Motto „Das gefällt mir an meiner Kita“ in sechs AWO-Einrichtungen (in Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Saarland) statt. Es wurden bewusst Einrichtungen ausgewählt, die in sogenannten „sozialen Brennpunkten“ liegen. Zudem wurden sie durch Experten aus der Fachpraxis der AWO empfohlen als Beispiele guter Praxis für Zugänge zu Eltern, die als „schwer erreichbar“ gelten. Bei vier Einrichtungen handelte es sich um sogenannte „Familienzentren“. Die Gruppendiskussionen fanden jeweils in den Einrichtungen selbst statt, so dass die Kinder in dieser Zeit durch die Fachkräfte betreut werden konnten. Insgesamt 54 Elternteile beteiligten sich an den Diskussionen. Davon waren 67 % von Einkommensarmut

betroffen, 24 % waren alleinerziehend und 54 % hatten einen Migrationshintergrund.

Ergebnisse

Die Ergebnisse des Projektes zeigen, dass Einrichtungen frühkindlicher Bildung ein großes Potential haben, um Teilhabechancen von Kindern und Eltern zu erhöhen. Mit Blick auf die Eltern zeigt die Studie ein breites Spektrum an Gelingensfaktoren auf verschiedenen Ebenen auf (vgl. Abbildung 1).

Eine wichtige Erkenntnis aus den Expertengesprächen und den Befragungen in der AWO-Praxis ist, dass ein niedrigschwelliger Zugang zur gesamten Familie vor allem deshalb möglich ist, weil das Kind im Mittelpunkt steht. Der Fokus auf das Kind ist originäre Aufgabe frühkindlicher Einrichtungen und soll es auch bleiben. Dass die Eltern wiederum als Erwachsene gefördert und motiviert werden, ohne bewusst als „Zielgruppe“ zu gelten, stellt ein besonderes Potential dar.

Zusammenfassend können die Teilhabechancen von Eltern nach den Ergebnissen der Studie (d.h. Expertengespräche und Gruppendiskussionen mit Eltern) durch folgende Faktoren erhöht werden:

→ Einrichtungen frühkindlicher Bildung haben einen grundlegenden Einfluss auf die *Teilhabemöglichkeiten am Beschäftigungssystem durch Erwerbsarbeit*: Sie helfen, Familie und

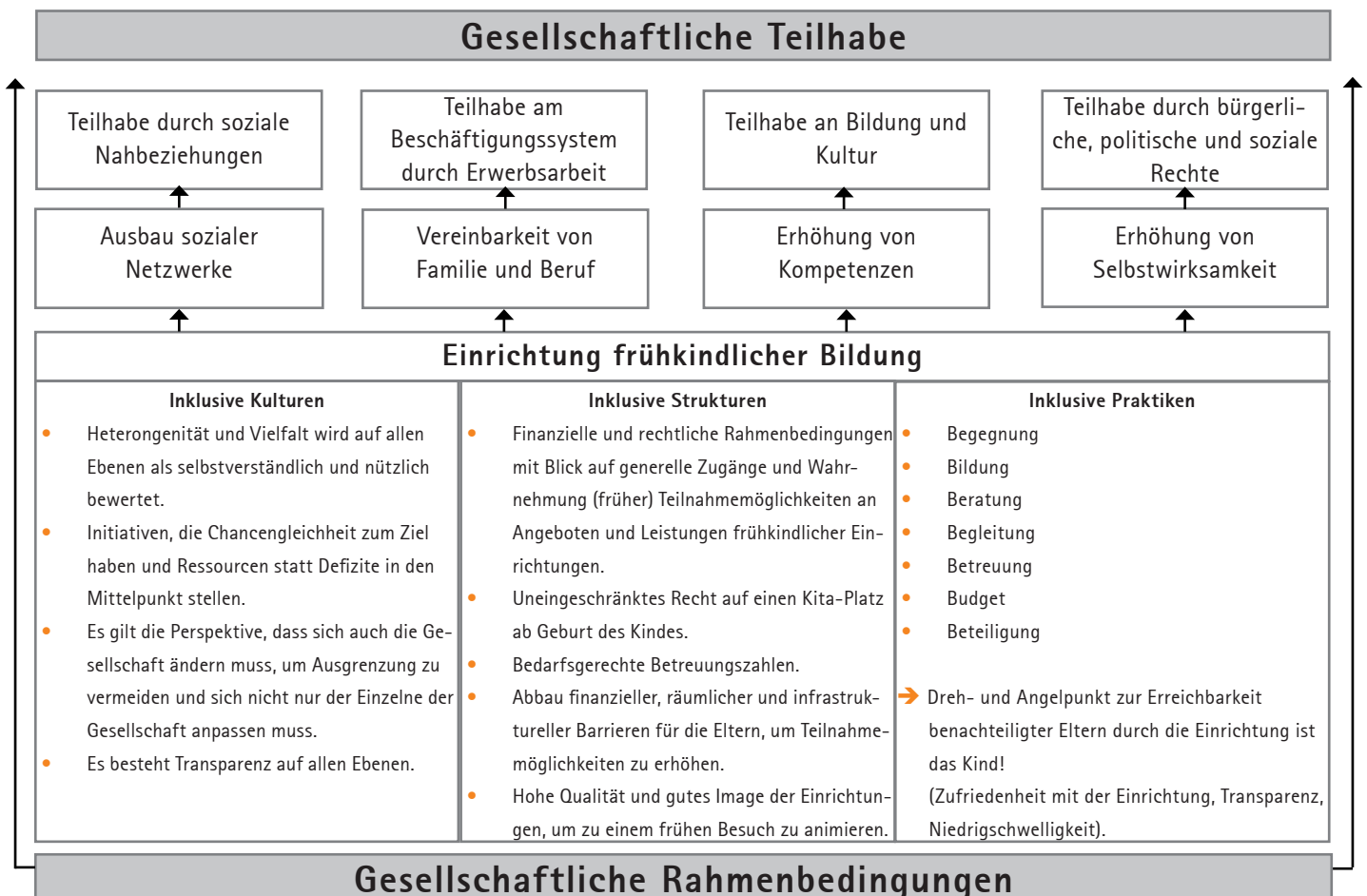


Abbildung 1: Gesellschaftliche Teilhabe – Faktoren der Ermöglichung durch Einrichtungen frühkindlicher Bildung (Quelle: Eigene Darstellung)

Beruf zu vereinbaren. Diese Teilhabedimension wird durch folgende Faktoren befördert:

- Die grundsätzliche Möglichkeit, einen wohnortnahen Betreuungsplatz zur Verfügung zu haben, dessen Öffnungszeiten ganztägig und flexibel sind, ist wichtig.
- Bei geringem Einkommen ist die Kostenfreiheit des Kita-Platzes ein zentraler Punkt, da dann geringere Barrieren bestehen, auch wenige Stunden zu arbeiten; dies erhöht nachhaltig die Chancen auf eine vollständige Erwerbsteilhabe.
- Gleichzeitig ist eine hohe Transparenz bzgl. der Aktivitäten und Entwicklungsschritte des Kindes wichtig, so dass das Vertrauen der Eltern hoch genug ist, sich auch auf ihre Erwerbstätigkeit konzentrieren zu können.

→ Einrichtungen frühkindlicher Bildung können dazu dienen, dass Eltern *Teilhabe durch soziale Nahbeziehungen* erfahren, indem sie ihre sozialen Netzwerke ausbauen und sich dem Sozialraum stärker zugehörig fühlen. Dies wird befördert durch:

- Niedrigschwellige Angebote, wie Elterncafés oder Elternfrühstück, bei denen sich Eltern kennenlernen und Erfahrungen austauschen sowie sich miteinander vernetzen können. Dazu braucht es u. a. Räumlichkeiten, in denen ein ungezwungenes und gemütliches Zusammentreffen möglich ist.
- Veranstaltungen und Kurse für Eltern (z.B. FuN, TAFF) führen zur Vernetzung der Eltern untereinander; das wiederum hilft dabei, ein gegenseitiges Unterstützungssystem zu entwickeln (z.B. bei der Beaufsichtigung der Kinder).
- Weiterhin ist von Bedeutung, dass Eltern über Veranstaltungen und Angebote informiert werden, bei denen sie Kontakte knüpfen können. Dabei sind direkte Ansprachen und ein generell wertschätzender und vertrauensvoller Umgang wichtig.

→ Einrichtungen frühkindlicher Bildung können verschiedene Kompetenzen durch die *Teilhabe an Bildung und Kultur* erhöhen. Dieses kann erfolgen durch:

- Kostenlose Kurse, die die Erziehungskompetenz stärken (z.B. TAFF), aber auch durch informelle Tipps bei „Tür- und Angelgesprächen“. Hierfür sind eine Vertrauensbasis und eine offene, wertschätzende Haltung der Fachkräfte unabdingbar.
- Kostenlose Sprachkurse (auch gemeinsame mit dem Kind, wie z.B. „Rucksack“) sowie das Lernen der deutschen Sprache durch das Kind.
- Das Lernen verschiedener Alltagskompetenzen durch Beratung seitens der Fachkräfte, zum Beispiel beim Ausfüllen von Dokumenten oder durch gemeinsames Kochen und Basteln.
- Die Möglichkeit, als Familie an kostenlosen Freizeitveranstaltungen teilzunehmen, wie Ausflüge und Sportveranstaltungen.

- Die Möglichkeit der kostenlosen Teilnahme an Sportkursen.

→ Weiterhin kann durch Mitbestimmung und die Möglichkeit, Angebote aktiv mitzugestalten, die *Selbstwirksamkeit* erhöht werden:

- Werden die Ressourcen der Eltern wahrgenommen, dann können sie ermutigt werden, diese in die Einrichtung einzubringen (ein Beispiel aus der Befragung: eine Mutter bietet Sportkurse für andere Eltern an).
- Wenn Eltern die Möglichkeit eröffnet wird, eigene Initiativen zu starten, kann dies zu einem Selbstläufer werden, zum Beispiel bei der Gründung von Fördervereinen.
- Eltern sollten direkt angesprochen und bei der Angebotsgestaltung für Eltern und für Kinder einbezogen werden. Entscheidend dabei ist, dass sie über alle Vorgänge und Planungen persönlich informiert sind und dazu befragt werden.

→ Durch *bürgerliche, politische und soziale Rechte* kann die Teilhabe im Bereich der Einrichtungen frühkindlicher Bildung auf verschiedenen Wegen ermöglicht werden:

- Einerseits durch das Recht auf einen Kita-Platz ab einem Jahr und die gleichzeitige tatsächliche Wahlfreiheit, diesen auch zu nutzen.
- Durch die Möglichkeit, verschiedene Prozesse mitzubestimmen, die sowohl die Einrichtungen als auch ganz besonders die Kinder betreffen. Diese Möglichkeit sollte flexibel genutzt werden dürfen, zum Beispiel bei der Entscheidung, ob das Kind am Mittagessen teilnimmt oder nicht.
- Durch eine hohe Transparenz und die Information der Eltern über ihre Rechte (z. B. Ansprüche aus dem Bildungs- und Teilhabepaket, auf Kinderzuschlag, Wohngeld) sowie die Hilfestellung bei der Wahrnehmung von Rechten (wie bei der Beantragung von Sozialleistungen).

Zusammenfassend spielen für die Arbeit der Einrichtungen vor Ort sowohl die Faktoren *Transparenz und Information*, als auch Angebote der *Bildung, Beratung, Begleitung, Beteiligung, Betreuung und Begegnung* sowie das „Budget“, also die Kostenfreiheit der Angebote, eine zentrale Rolle, um Teilhabechancen von Eltern und damit auch ihrer Kinder zu erhöhen (zu den sogenannten „7 B's“ vgl. Holz et al. 2012).

¹ Dieser Artikel ist eine Zusammenfassung des Teilprojektes „Teilhabe von (benachteiligten) Familien. Welchen Beitrag können Einrichtungen frühkindlicher Bildung leisten?“ im Rahmen der AWO-ISS-Kooperation „Inklusive Gesellschaft – Teilhabe in Deutschland“. Der Gesamtbericht kann unter: www.awo-informationsservice.org (Suchwort: Soziale Inklusion) abgerufen werden.

Evelyn Sthamer arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Geschäftsfeld „Soziale Inklusion“ am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (ISS-Frankfurt a. M.).

Dietlinde Steinhöfel

Lust und Frust des Landlebens

eaf Thüringen über Möglichkeiten zur Unterstützung

Von hohen Energiekosten aufgrund der vielen Fahrerei, auch mit Eltern-Taxi für den Schulweg, von wenigen und dünn besuchten Gottesdiensten, davon kann Regina Englert vom Pfarramt Niedergebra ein Lied singen. Seit elf Jahren wohnt die einstige Großstädterin mit ihrer Familie im nordthüringischen Niedergebra (Kirchenkreis Südharz). In dem Dorf mit 120 Einwohnern gehört noch ein Drittel der Kirche an. Als die Kinder klein waren, fanden sie das Dorf ideal. „Sie sind mit Freunden allein in Wald und Flur unterwegs gewesen, und wir mussten uns keine Sorgen machen“, so die Kirchenälteste und Journalistin. Nun wohnen die Freunde aus dem Gymnasium weit weg, der Schulweg ist lang. Es gibt einen Autobahnzubringer, aber kaum Fahrradwege. „Unsere Jungs würden momentan lieber in der Stadt wohnen, um am sozialen Leben besser teilnehmen zu können“, sagt sie.

Stichworte wie demografischer Wandel und damit einhergehend eine Überalterung des ländlichen Raums, große Pfarrbereiche, fehlende Infrastruktur – das sind Probleme, die am 11. November 2013 in Erfurt besprochen wurden. Die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Familienfragen (eaf) in Thüringen hatte ihre Mitglieder zum Fachgespräch über „Familien im ländlichen Raum“ eingeladen. In den Impulsreferaten wurden zum einen die sehr unterschiedlichen Gegebenheiten auf dem Land deutlich, zum anderen berichteten Referenten und Teilnehmende von interessanten Projekten.

Johannes Beileites von der Evangelischen Akademie Thüringen lebt selbst in einem Dorf und hob hervor, dass dies aus seiner Sicht für Kinder der ideale Lebensraum sei. Familien bräuchten jedoch auch dort schnelles Internet und gute Verkehrsanbindung. Insgesamt müsse das Leben auf dem Lande mehr wertgeschätzt werden.

Die Defizite gibt es zudem in der Versorgung der älteren Bewohner zu sehen, denen oft nur ein Umzug ins Heim bleibt, wenn sie z. B. nicht mehr selbst kochen können; der Weg für „Essen auf Rädern“ ist mitunter zu lang. Dies brachte Martin Gebhardt von der Diakonie Weimar Bad Lobenstein ein, der über das Älterwerden auf dem Lande sprach. Er plädierte für familiäre bzw. familienersetzende Netzwerke: Mittagessen-Nachbarschaften, Hol- und Bringe-Dienste, gemeinde-nahe Pflege etc.

Partner suchen und Netzwerke schaffen – dies kann ein Weg sein: Ein Modell, wie es früher in einer funktionierenden Dorfgemeinschaft selbstverständlich war, könnte viele Probleme lösen. „Wir müssen auf Familien zugehen!“, so Tamara Wedel vom Mehrgenerationenhaus in Schmalkalden, und

legte dar, dass seit längerem die dementsprechende Kommunikation auf dem Dorf fehlt. Neu Zugezogene gehörten nicht automatisch zur Dorfgemeinschaft. Hier sei es gut, einen Austausch anzustoßen; dazu könnten Räume genutzt werden, die bereits vorhanden sind: kirchliche Gemeindehäuser, Vereinsräume und ähnliches. Man sollte ältere Menschen ermutigen, sich ins Dorfleben einzubringen. Als Beispiele nannte Wedel „Leihgroßeltern“ oder die Übernahme von Fahrdiensten durch Rentner und Rentnerinnen u. ä.

Deutlich wurde auch, dass die Rahmenbedingungen durch die Politik geschaffen werden müssen. Zudem seien Fantasie und das Engagement von Menschen gefragt, die etwas in die Hand nehmen. Vernetzung sei notwendig und ein Blick in Kommunen, die interessante Modelle praktizieren. Wichtig sei – neben der Zusammenarbeit mit Vereinen vor Ort – in jedem Falle, dass die Familien selbst in die Prozesse einbezogen werden und bei Projekten mitentscheiden könnten. Nicht nebeneinander, sondern miteinander arbeiten sei geboten.

Die Politik nehme sich des Themas Familie gern in Wahlkampfzeiten an, aber im konkreten Fall fehle es an Maßnahmen, kritisierte Gundula Bomm, Vorsitzende der eaf Thüringen.

Dass das Leben auch in sehr kleinen Dörfern funktionieren kann, weil es Menschen gibt, die die Freiräume des Dorfes zu nutzen wissen, bestätigte auch Regina Englert: „Wir können das umsetzen, von dem wir denken, dass es der Gemeinde gut tut: Pilgerfest, Floriansgottesdienst, Konzerte, Lesungen, Senioren-Café oder offene Kirche.“ Da ist meist die ganze Familie dabei – vom Kirche-Aufschließen bis zum Glockenläuten. Denn auch hier können Partner gesucht und Netzwerke geschaffen werden.

Dietlinde Steinhöfel ist Chefredakteurin von „Glaube und Heimat“.

+ + + Hinweise + + +

Was Eltern bewegt: Die richtige Schule

Das Buch greift in neun Kapiteln Fragen und typische Zitate von Eltern auf, z. B. „G8 ist uns zu stressig“, „Hauptschulabschluss. Was kann man damit schon anfangen“, „Wir suchen eine Schule mit einem besonderen Profil“, „Wir brauchen den Ganztag“. Diese Zitate strukturieren und sortieren die enorme Stofffülle, die es zu dem Thema „Wahl der richtigen Schule“ gibt. Im Mittelpunkt des Buches stehen deshalb die Abwägungsprozesse und Diskussionen von realen Familien. Diese werden zu Beginn jedes Kapitels kurz vorgestellt.

Eng an den Bedürfnissen und Überlegungen der Familien angelehnt kommen unterschiedliche Themen zur Sprache. Dazu

gehören Reformpädagogik, Ganzttag, Vergleichsarbeiten, Alleinerziehend, Migrationshintergrund, G8, Gefahren und Chancen eines Schulwechsels, Berufsaussichten mit Hauptschulabschluss, Inklusion, Mehrsprachigkeit. Jedes Kapitel gibt in den Rubriken „Nachgelesen“ und „Nachgefragt“ weitere fachliche Informationen.

Die wissenschaftliche Perspektive findet sich jeweils in den die Kapitel abschließenden Expertengesprächen. Gesprächspartner sind z. B. der Neurobiologe Prof. Dr. Gerald Hüther, der Direktor des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen an der Humboldt-Universität Berlin, Prof. Dr. Hans Anand Pant; ebenso der Leiter Personalmarketing der Fraport AG, die Mitautorin des Kinder- und Jugendmigrationsreports des Deutschen Jugendinstituts u. a. Die Fachleute werden explizit daraufhin befragt, welche ihrer wissenschaftlichen Hintergründe handlungsleitend für Eltern sein können, die auf der Suche nach der richtigen Schule für ihr Kind sind.

Aber nicht nur für ihr Kind! Was das Buch von anderen dieser Art unterscheidet ist, dass Eltern auch darauf aufmerksam gemacht werden, die Wahl der Schule u. a. auch in Korrespondenz zur Situation der Familie zu treffen. Wenn die Patchworkfamilie bereits einen recht bewegten Familienalltag zu bewältigen hat und die Alleinerziehende als Krankenschwester im Schichtdienst arbeitet, dann kann eine pragmatische Wahl für Entspannung sorgen, die sich positiv auf Schulleistung und Familienklima auswirkt.

Was kennzeichnet eigentlich eine gute Schule? Um dieser wesentlichen Frage nachzugehen, werden die Kriterien der Jury des Deutschen Schulpreises kurz vorgestellt; Lena Wohlleben von der Robert Bosch Stiftung erläutert sie. Im Anhang finden Eltern als besonderen Service die Namen, Websites und Email-Adressen aller seit 2006 ausgezeichneten Schulen (und freuen sich, dass eine in ihrer Nähe ist...). Ausgewählte Literatur, Websites und Medientipps sowie eine kurze Erläuterung der im Buch erwähnten Schulformen ergänzen den Band.

Das Buch wäre kein Ratgeber, wenn es Eltern nicht auch Tipps mit auf den Weg geben würde. Und so erhalten Familien Hinweise von Kinder- und Jugendpsychologen, wie sie Schulstress minimieren können (S. 61), welche Fragen sie auf Tagen der offenen Tür stellen sollten (S. 18 f.) und woran Eltern mit Migrationshintergrund erkennen können, ob sie bei einer Schule Unterstützung finden (S. 50); was einen guten Ganzttag kennzeichnet (S. 43) oder welche Vorteile Förderschulen und Inklusion haben können (S. 89 f.).

Inge Michels, Stephan Lüke: Was Eltern bewegt: Die richtige Schule, Verlag Klett/Kallmeyer, 2013, 120 Seiten, 14,95 Euro, ISBN 978-3-7800-4975-9

Die eaf stellt sich vor!

Servicestelle Forum Familienbildung bei der evangelischen arbeitsgemeinschaft familie

Die Servicestelle für das Forum Familienbildung bei der eaf hat im Februar ihre Arbeit aufgenommen und begonnen, die verschiedenen Aufgabenbereiche mit Leben zu füllen:

→ Sie koordiniert und unterstützt das Forum als Netzwerk von Akteuren der Familienbildung und übernimmt damit die Aufgaben der Geschäftsstelle des aufgelösten Verbandes Evangelische Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildungsstätten und Familienbildungswerke e. V. (BAG).

→ Eine der ersten Aufgaben war die Durchführung einer Tagung des Fachbeirates Familienbildung mit Delegierten aus den Landesarbeitsgemeinschaften für Familienbildung. Neben dem Austausch über Entwicklungen der Familienbildung in den einzelnen Bundesländern und Landeskirchen wurde intensiv über die zukünftige Struktur der Zusammenarbeit im Forum Familienbildung beraten.

→ Am 23./24. Juni ist die erste Bundeskonferenz Familienbildung in Berlin geplant.

Die Arbeit der Servicestelle erfolgt vor dem Hintergrund, dass gezielte Bildungsangebote als stabile Unterstützungssäule für Familien in unserer sich schnell ändernden, dynamischen Gesellschaft eine besondere Bedeutung haben. Insbesondere in den Bereichen Elternkompetenz, Frühe Hilfen, Frühkindliche Bildung, Inklusion, Elternbeteiligung in Kita und Schule, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Geschlechtergerechtigkeit, Interkulturalität und besonders auch bei dem Wandel traditioneller Familienbilder kann die Familienbildung eine Orientierung für Familien geben und Raum für individuell notwendige Lernprozesse schaffen.

Die strukturellen Herausforderungen für familienorientierte Bildungsangebote werden zunehmend größer: enge finanzielle Rahmenbedingungen, Methodenwandel und die Verbesserung der Erreichbarkeit verschiedener Zielgruppen sind nur einige davon. Die Servicestelle bietet den Mitgliedern des Forums Familienbildung aktuelle, praxisorientierte Unterstützung und Information; sie will eine Plattform für Vernetzung schaffen und sieht sich gegenüber den Entscheidungsträgern in Kirche, Politik und Verbänden als Interessenvertretung.

Hier sieht **Andreas Zieske**, frisch im Amt bei der eaf als Leiter der Servicestelle auch eine seiner wichtigsten Aufgaben: Er möchte sich dafür einsetzen, dass der Wert von Familienbildung insgesamt sowie die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeit von Familienbildungseinrichtungen eine ihnen angemessene Wertschätzung in Politik und Gesellschaft erfährt. Dafür bringt er als früherer Geschäftsführer der Bundesarbeitsgemeinschaft örtlich regionaler Träger der Jugendsozialarbeit (BAG ÖRT) und anschließend als Geschäftsführer der



Heimvolksschule Internationales Haus Sonnenberg ausgezeichnete Voraussetzungen mit. Ihm ist die Verbandsarbeit auf Bundesebene durch den Aufbau der Geschäftsstelle der BAG ÖRT und das Schärfen eines fachlichen Profils vertraut. Auch bringt er

umfangreiche Erfahrungen in der konkreten Bildungsarbeit, insbesondere in der Fortbildung von Lehrenden mit. Hinzu kommen seine Erfahrungen mit unterschiedlichen Förderprogrammen der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung und aus der langjährigen Arbeit für das Beratungs- Bildungs- und Forschungsinstitut Dissens e. V., das die Lebenssituation von Jungen und Männern und die pädagogische Arbeit mit ihnen in den Mittelpunkt stellt.

Er ist Gestaltpädagoge und hat eine Zusatzausbildung im betriebswirtschaftlichen Management sozialer Organisationen. Die Schwerpunkte seiner bisherigen beruflichen Arbeit – thematisch u. a. auch in den Themenbereichen Gender, Inklusion und Bildungsarbeit im europäischen Rahmen – werden für die die evangelische Familienbildung und die eaf gewiss gewinnbringend sein.

In der Servicestelle arbeiten mit Andreas Zieske zusammen: als Pädagogische Referentin Ulrike Stephan und als Sachbearbeiterin Maria Wildberger sowie Martina Wasielewski (Personal und Finanzen) und Janina Haase (Öffentlichkeitsarbeit), die beide bereits seit längerem bei der eaf tätig sind.



Ulrike Stephan, Diplompädagogin, bringt breites praxisbezogenes Wissen aus der Evangelischen Familienbildung Berlin mit. Nach langjähriger Mitarbeit in einem interkulturellen Projekt übernahm sie Leitung und Projektentwicklung des Familienzentrums „FuN – Familie und Nachbarschaft“ (ein früheres Modellprojekt der eaf Berlin-Brandenburg).

Innerhalb der LAG Evangelische Familienbildung Berlin arbeitete sie mehrere Jahre im Fortbildungsausschuss, u. a. an Konzept und Durchführung eines Qualifizierungskurs für Leiterinnen von Eltern-Kind-Gruppen. Kursleiterin war sie bei dem Programm des Kinderschutzbundes „Starke Eltern – Starke Kinder“ und im Rahmen des Projekts „Elternchance ist Kinderchance“ des BMFSFJ ist sie Dozentin.

Innerhalb der LAG Evangelische Familienbildung Berlin arbeitete sie mehrere Jahre im Fortbildungsausschuss, u. a. an Konzept und Durchführung eines Qualifizierungskurs für Leiterinnen von Eltern-Kind-Gruppen. Kursleiterin war sie bei dem Programm des Kinderschutzbundes „Starke Eltern – Starke Kinder“ und im Rahmen des Projekts „Elternchance ist Kinderchance“ des BMFSFJ ist sie Dozentin.

„Von Anfang an Familie(n)leben“ ist ein erfolgreiches, von Frau Stephan entwickeltes und geleitetes Familienbildungsprojekt im Bereich der Frühen Hilfen. Vielen ist Ulrike Stephan schon bekannt als Delegierte der LAG Berlin bei der früheren Pädagogischen Konferenz der BAG.

Maria Wildberger ist ausgebildete Industriekauffrau und vertiefte ihre praktischen Kenntnisse im Bereich Business Administration an der Fachhochschule für Wirtschaft und Recht (FHWR) in Berlin. Sie sammelte zunächst Berufserfahrung im kaufmännischen Bereich und bildete sich weiter bei dem Institut für Managementberatung Potsdam. Zudem gewann sie Kompetenzen durch die mehrjährige Mitarbeit in internationalen Workcamp-Gruppen bei dem Verein Junger Freiwilliger.



Janina Haase arbeitet seit Februar als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit sowohl für den Bereich Familienpolitik als auch für den Bereich Familienbildung. Sie ist Kulturwissenschaftlerin (B. A.) und bereits seit 2009 in der Sachbearbeitung u. a. für die Öffentlichkeitsarbeit der eaf tätig.



Martina Wasielewski, Verwaltungsbetriebswirtin (VWA) und Bilanzbuchhalterin (IHK) und seit 2008 bei der eaf, übernimmt die Finanz- und Personal-Angelegenheiten der Servicestelle.



Wir wünschen dem neuen Team bei der eaf viel Erfolg und vor allem auch Freude bei der Arbeit!